

„Der Mensch ist ein Gespräch“ (Hölderlin)

1. Prolog

Ich habe in den letzten Wochen im Hinblick auf Ihre Tagung die unterschiedlichsten Gedanken mehr oder weniger gründlich ausprobiert. Meine philosophisch-pädagogischen Gedankenreisen führten mich unter anderem auch zurück zu den Ursprüngen heilpädagogischer Denk- und Handlungswelten. Bei diesen Ausflügen ist mir klar geworden, dass exakt diese vermeintlich altmodischen Theoriebestände helfen könnten, die Verengungen des gegenwärtig flächendeckend grassierenden Kennzahlenfetischismus wieder etwas aufzubrechen.

In meinem Referat wird deshalb viel von Beziehungsfähigkeit, Begegnungsfähigkeit, Dialogfähigkeit und sogar von Freundschaft die Rede sein. Allesamt sind es Faktoren einer Kontraindikation, die wir nicht mehr länger ignorieren sollten: Von nackten Fakten allein können wir nicht menschlich leben. Die Vereinnahmungen einer mathematischen Rationalität, die bürokratisch legitimiert als Input-Output-Logik einer auf Gewinn fixierten Ökonomisierung agiert, ist wohl kaum der Weisheit letzter Schluss. In heilpädagogischen Verhältnissen zählt nicht nur, was gezählt werden kann, sondern massgeblich auch, was erzählt werden kann.

„Der Mensch ist ein Gespräch“ sagt Hölderlin, der grosse Dichter der Romantik. Dieser Satz gehört unabdingbar zum Wesen der Heilpädagogik, sofern sie eine anthropologisch fundierte und menschliche sein will. Die Arbeit mit Menschen vollzieht sich wesentlich in Beziehungsbewegungen – egal ob es um Diagnostik, Therapie oder Pädagogik geht.

Für meine Spurensuche im Themenwald Ihrer Tagung habe ich mir deshalb ganz bewusst eine heilpädagogische Brille mit beziehungsgetönten Gläsern auf die Spürnase gesetzt. Beim Nachdenken bin ich dann – wie könnte es anders sein – wiederholt vom ursprünglichen Weg abgekommen. Die Gedankengänge nahmen unerwartete Wendungen – Perspektiven und Themenschwerpunkte verschoben oder verlagerten sich. Einiges blieb gar auf der Strecke. Denken ist eben verführerisch. Bald jedoch wurde mir klar: Der angekündigte Titel für mein Referat war ein Fehlgriff! Er war *abwegig* geworden. Getrost übergab ich die Überschrift „Autarkie versus Selbstbestimmung trotz Fremdbestimmtheit“ der Löschtaste und ersetzte sie durch den poetischen Satz „Der Mensch ist ein Gespräch“, was zumindest sprachlich einen Quantensprung bedeutete.

Wie auch immer. Wichtigster Referenzpunkt meiner Untersuchungen bleibt trotz aller Ver-rückungen die anthropologische Deutung des Menschen als ein

Beziehungswesen. Diese grundlegende Denkfigur war für die Heilpädagogik stets massgebend und sollte es m.E. auch weiterhin bleiben. Ich-Werdung vollzieht sich wesentlich über die Gestaltung von Beziehungen. Ich bin ein Netzwerk von Beziehungen und damit eingebunden in lauter Bedingtheiten.

Exkurs I: Autonomie. Wir können ein selbstbestimmtes, eigenständiges Leben auch dann führen, wenn wir in unzählige Beziehungsnetze verstrickt sind. Autarke Individuen sind auf Dauer nicht überlebensfähig. Die Anderen sind nicht nur eine Bedrohung für meine Autonomie, sie können durchaus auch eine Bereicherung sein. Das habe ich im Zusammensein mit Taubblinden gelernt. Sie erfahren die Abhängigkeit von Anderen nicht nur als Fremdbestimmung, sondern auch als Erweiterung ihrer Möglichkeiten. Eine Schiffsreise auf dem Vierwaldstättersee in Begleitung oder im Tandem, wie die Taubblinden sagen würden, ist allemal vergnüglicher als gar keine. Fremdbestimmung und Selbstbestimmung sind ein dialektisches Paar.

Nun, was ich bei meiner lustvoll inspirierenden, nicht selten auch beschwerlichen, philosophisch-heilpädagogischen Gedankenreise herausgearbeitet habe, will ich Ihnen nun vortragen. Wenn Ihnen einiges davon zu denken gibt, um so besser.

2. „Alles wirkliche Leben ist Begegnung“ (Buber)

Ich teile weitgehend die Grundüberzeugungen der dialogischen Philosophie und der Evolutionstheorie: Der Mensch ist ein soziales oder wertneutraler ein beziehungs-fähiges Wesen. Wir sind grundsätzlich dialogisch verfasst; entstehen erst eigentlich im Zusammenleben. Wir sind bezogen auf Andere und Anderes.

Von Anbeginn bin ich verstrickt mit der Welt der Dinge und Myriaden von Lebensgeschichten. Ich bin, weil du bist. Was ich bin, bin ich wesentlich durch Andere und Anderes. Ich habe mich vielen Menschen zu verdanken – auch solchen, die mir in schwierigen Phasen gnädig waren. Ich bin verwoben mit all den Beziehungsnetzen, aus denen heraus ich lebe. Ich jedenfalls wüsste nicht, wer ich wäre, wenn ich nicht mit Anderen die Möglichkeit hätte, es herauszufinden.

Kein Ich schafft sich allein aus sich selbst heraus. Menschliches Dasein vollzieht sich in seiner Verwirklichung als ein Miteinander. *In-der-Welt-Sein* heisst immer auch *Mit-anderen-Sein*. Krishnamurti sagt: „*Ich existiere nur in Beziehungen zu Menschen, Dingen und Ideen und indem ich meine Beziehungen zu den äusseren Dingen untersuche, fange ich mich an zu verstehen.*“¹

¹ Krishnamurti; Einbruch in die Freiheit

Diese menschliche Grunderfahrung hat der jüdische Philosoph *Martin Buber* (1878 – 1965) zur fundamentalen Frage nach dem *In-der-Welt-Sein* des Menschen überhaupt ausgeweitet.

Buber deutet das *In-der-Welt-Sein* des Menschen als *ex-sistere*, als ein gewolltes oder ungewolltes Heraus-treten aus vorgegebenen Zusammenhängen. Wir sind beides: Teil der Natur und Natur-Entfremdete. Tiere haben einen Lebensbereich, Menschen die Welt. Für Tiere ist die Umgebung nur insoweit von Bedeutung, als sie für ihre Lebensfunktionen wichtig ist. Für uns jedoch ist die Welt mehr als ein lebensnotwendiges Konglomerat von Sinneseindrücken. Wir erfahren sie auch als ein selbständiges, abgerücktes, von uns abgetrenntes Gegenüber.

Vor dem Hintergrund dieser Erfahrung beschreibt Buber unser *In-der-Welt-Sein* als ein Doppelprinzip von (*Ur-*) *Distanzierung* und *Beziehung*. Mit anderen Worten: Wir haben Möglichkeiten. Wir können die Distanz belassen oder zu Anderen und Anderem in Beziehung treten.

Halten wir die Menschen und die Welt der Dinge konsequent auf Distanz, erfahren und betrachten wir sie als Objekte, die wir bestenfalls nur noch zu vermessen brauchen. Die Konsequenzen dürften Ihnen bekannt

sein: Die *instrumentelle Vernunft* als *Zweck-Mittel-Rationalität* avancierte unter den Bedingungen der totalen Ökonomisierung aller Lebensbereiche zum Herrschaftsimperativ. Wissen ist Macht. Wir stehen im Dauerkampf um die Herrschaft über die innere und äussere Natur. Was dabei auf der Strecke bleibt ist der begegnungsfähige Mensch. Nur wenn wir die Welt der Dinge auch in Beziehungsakten mit einbeziehen, kann sich eine emotionale Einstellung entwickeln und Begegnung ereignen. Erst durch die Öffnung hin zu Anderen und Anderem werde ich zu einem Selbst, das mit Menschen und ihren Erfahrungswelten angereichert ist. Zitat Buber: „*Ich werde am Du; Ich werdend spreche ich Du. Alles wirkliche Leben ist Begegnung.*“²

Distanz und *Beziehung* – wir sollten in beidem gleichermassen geübt sein. Wer nur von etwas eine Ahnung hat, ist meist schlecht bedient. Eindimensionalität macht taub für die Vielstimmigkeit der Wirklichkeiten. Aller plausibler Argumente zum Trotz, die aktuelle gesellschaftliche Entwicklung tendiert klar in Richtung Vereinseitigung. Gerade auch in Berufsfeldern, wo es um Menschen geht, dominiert zunehmend die Seinsweise der Distanz. Was damit ins Rutschen kommt, skizziere ich in den folgenden Kapiteln. Ich beginne mit einer Wesensbestimmung der Heilpädagogik.

² Buber, Martin; *Ich und Du*, Darmstadt (11. Aufl.) 1983, S. 18

3. Vom Wesen der Heilpädagogik

Heilpädagogik ist weder *Psychopathologie des Kindesalters*, noch *Angewandte Kinderpsychiatrie*, *Psychotherapie* oder *Psychagogie*. „Heilpädagogik ist Pädagogik und nichts anderes!“³ Ich weiss, das hört sich tautologisch an. Ein Blick auf die Entwicklungsgeschichte der Heilpädagogik aber zeigt, dass der Begriff nicht immer für ein pädagogisches Denken und Wirken steht. Gerade heute läuft die Pädagogik und damit auch die Heilpädagogik Gefahr von medizinischen, psychologischen und soziologischen Begriffen, Vorstellungen und Denkweisen überwuchert und dominiert zu werden. Geht es um Pädagogik, sitzen Hirnphysiologen, Psychologen oder Kinderärzte auf Podien oder in Talkshows. PädagogInnen dagegen müssen meist draussen bleiben.

Als ehemaliger Schulpfleger musste ich mit ansehen, wie im Verlauf der Integrativen Sonderschulung (IS) das berufliche Erfahrungswissen von HeilpädagogInnen zunehmend an Bedeutung verlor und demgegenüber die Schulpsychologen entscheidungswichtiger wurden. Von Sonderschulen als Kompetenzzentren redet niemand mehr, sie drohen auszubluten oder zum Asylantenheim für Integrationsgescheiterte zu verkommen. Was für ein Paradigmenwechsel!

³ Moor, Paul; Heilpädagogische Psychologie, Bd. 1, Bern (2. Aufl.) 1960

Gewiss, keine Pädagogik oder deutsch Erziehungswissenschaft kann ungestraft auf den Dialog mit den empirischen Wissenschaften und auf naturwissenschaftliche Methoden verzichten. Die Hauptaufgabe der Heilpädagogik besteht aber darin, nach Möglichkeiten der Erziehung und der Schulung zu suchen, wo etwas Unheilbares vorliegt. Heilpädagogik ist nicht auf Heilung aus, sondern auf die jeweils mögliche Lebenserfüllung. Was kann trotz der Behinderung an Lebensglück und Lebensfülle gefunden werden. Die Philosophie der Lebenskunst der griechischen Antike würde sagen: Heilpädagogik ist Praxis und Theorie des guten, glücklichen und sinnerfüllten Lebens unter gleichzeitigem Verzicht auf Absolutheitsansprüche.

Heilpädagogik ist ihrem Wesen nach zunächst einmal Schau (Theorie) und gewinnt ihre Existenzberechtigung nicht nur als pure Praxisanleitung, die sich dem Diktat der Nützlichkeit zu beugen hat. Sie ist nicht zu verwechseln mit Pädagogiktechnik. Heilpädagogik steht pathetisch gesprochen für Freundschaft als Gegenbegriff für eine neue Kultur des Miteinanders, eine solidarische Hilfekultur, die auf die moderne Versuchung reagiert, menschliche und soziale Probleme lediglich technologisch abzuarbeiten.

Erziehung hat die Aufgabe, den Menschen zu sich selbst zu führen, zu seinem vollen, eigenen

Menschsein. Heilpädagogik beschränkt sich nicht darauf, den einzelnen Menschen zum brauchbaren Mitglied der Gesellschaft zu machen oder ihn bloss für bestimmte Zwecke abzurichten. Das letzte tragende Element scheint mir die Hinwendung zum Menschen um der Einmaligkeit und Würde seiner Person willen. Diese unverlierbare Würde kommt auch Menschen mit einer geistigen Behinderung und Verhaltensauffälligkeiten zu.

Vor diesem Hintergrund wird deutlich, wie fatal es wäre, würde das Gespräch definitiv aus allen unseren Lebens- und Arbeitsbereichen herausgedrängt.

4. Das Verschwinden des Gesprächs

Ich komme nochmals zurück zum aktuellen Kennzifferfetischismus: In unserer verwissenschaftlichten, durchökonomisierten Welt avancierte die Zahl zur vorherrschenden sinnstiftenden Leitidee. Zahlen legitimieren zunehmend alle Wissens- und Lebensformen unter einem ganzheitlichen Gesichtspunkt. Alles dreht sich heute ums Zählen und Bezahlen. Der Fetisch unserer Zeit ist die Kennzahl – sie entscheidet, was wirksam ist und für was Geld gesprochen wird oder eben nicht. „*Was nichts nützt, ist unnütz!*“ Diese eindimensionale, monokulturelle Sichtweise von Welt ärgert mich zunehmend, weil sie auf Dauer den beziehungsfähigen,

dialogischen Menschen zerstört und wohl weniger zu einem guten, sinnerfüllten und glücklichen Leben beiträgt als uns lieb ist.

Wir vermessen, standardisieren und *benchmarken* auf Teufel komm raus. Forschungs-Designer lassen Heerscharen von Datensammlern ausschwärmen, produzieren Datenfriedhöfe und glauben, Kennziffern seien die adäquate Abbildung der Erziehungs- und Behandlungswirklichkeiten. Mit datenbasiertem Röhrenblick dokumentieren wir alles stundenlang an Computern sitzend. Am Schluss können wir besser mit einem Computer spielen als mit einem Behinderten. Der Heilpädagoge Emil E. Kobi redete in diesem Zusammenhang schon vor Jahrzehnten von „*Dataismus und Dadaismus*“.

Es zählt, was gezählt, nicht was erzählt werden kann. Was ihre Arbeit anbelangt, eine fatale Formel. Menschen ausschliesslich in Gegenstände wissenschaftlicher Erkenntnis zu verwandeln, ist nichts anderes als ein Akt der Gleichmacherei. Wir bezahlen dafür mit dem Verlust des Gesprächs. Dazu der Philosoph Odo Marquard: „...*die modernen Rationalisierungen – die den austauschbaren Menschen inmitten von austauschbaren Sachwelten verlangen – leben von der vorsätzlichen Neutralisierung der lebensweltlichen*

*Geschichten: von der Negation der Geschichten und des Erzählens.*⁴

Die Tendenz zur Objektivierung des Menschen erweist sich als ein absurdes Unterfangen. Wir sind nicht nur ausserordentlich komplexe Objekte, die nur schwer zu erkennen sind, sondern gleichzeitig immer auch Subjekte, die wir nur verstehen, wenn wir sie anerkennen und in Begegnungen erfahren (statt sie erkennen zu wollen). Gerade in Ihren Arbeitsfeldern zählt nicht nur, was gezählt, sondern auch was erzählt werden kann! Ich zitiere den Therapeuten *Götz Eisenberg*: „*Die Vorstellung der Mess- und Lesbarkeit des Menschen ist eine Abstraktion und zerstört dessen komplexe und vieldimensionale Wirklichkeit. Der Traum von der Messbarkeit therapeutischer Erfolge (etwa) kann deshalb nicht aufgehen. [...]. Biographien mäandern, und wer sich ihnen mit einer starren Messlatte nähert, misst nicht die Biographie, sondern eine technizistische Schimäre. Menschliche Biographien lassen sich nicht erklären, allenfalls verstehen.*“⁵

Drastischer formuliert: für zwischenmenschliche Begegnungen ist die moderne Wissenschaft gar nicht zuständig. Verwandeln wir Menschen in Gegenstände der wissenschaftlichen Erkenntnis, bezahlen wir das

⁴ Marquard, Odo; Skepsis der Moderne, Stuttgart 2007, S. 65

⁵ Eisenberg, Götz; Zwischen Amok und Alzheimer, Frankfurt a.M. (2. Aufl.) 2015, S.19f

mit dem Verlust des Dialogs. Dagegen steht: Nur im Gespräch kann sich die Menschlichkeit des Menschen vollenden. Zum Wesen Ihrer unterschiedlichsten Arbeitsfelder gehört immer auch das Innehalten vor der Einmaligkeit des Menschen. Menschen sind keine Gegenstände. Wir müssen den Menschen als ganze Menschen in seinem Dasein und in seinem Person-Sein erfassen. Faktenhaufen zusammenzutragen allein reicht da nicht!

5. Interdisziplinäre Zusammenarbeit praktizieren

Sie schreiben in Ihrer Einladung, Menschen mit einer geistigen Behinderung, mit Verhaltensauffälligkeiten oder psychischen Störungen bedürften der Hilfe. Dabei sei ein interdisziplinäres Vorgehen pädagogischer, therapeutischer und medizinischer Bereiche zwingend erforderlich.⁶ Diese Aussage würde ich sofort unterschreiben. Doch bekanntlich ist Papier geduldig!

Begriffe wie *Netzwerkarbeit*, *Kooperation*, *Interdisziplinarität* haben Hochkonjunktur. Die Leitbilder sind voll davon. Wer etwas auf sich hält, führt diese Begriffe im Vokabular. Doch das Leben ist oft anders als unser Gerede. Echte Zusammenarbeit hat es schwer und findet weit weniger statt, als wir zu glauben meinen. Häufig reduziert sie sich auf den Minimalaustausch von

⁶ Einladung

Informationen und die Erarbeitung gemeinsamer, wenig verbindlicher Abmachungen.

Interdisziplinarität heisst, nur ein geordnetes Ganzes von Erkenntnissen kann theoretisch und praktisch von Bedeutung sein. Keine spezifische Methode hebt alles aus den Angeln. Die Wirklichkeit ist vielfältig, nicht einfältig. „*Kluge Menschen denken polyphon.*“ sagt Tucholsky. Konkreter: Kooperation sucht nur, wer an gegenseitigen Lernprozessen und den besten Lösungen interessiert ist. Zugegeben, die Begrenzungen des eigenen Blickfeldes aufzugeben und die Enge der eigenen Handlungsoptionen zu verlassen, kann ganz schön schwierig sein. Multiperspektivität und Multioptionalität erfahren nicht alle Menschen als Bereicherung. Die Erkenntnis „*Others have facts too!*“ stört so manchen Fachdiskurs. Dazu kommt: „*Dass wir im Denken die Möglichkeit haben, die Standorte und Perspektiven zu wechseln, bewahrt zwar vor der radikalen Einseitigkeit der Sicht, aber führt niemals zu einer ganzen.*“⁷

Sie alle sind fundamental darauf angewiesen, erstarrte Begriffe und festgefahrene, heimelige Denkgewohnheiten als solche erkennen zu können und aufzugeben. Denken hat auch mit *Loslassen-Können* zu tun. Neue Denk-Räume und unvermutete Perspektiven erschliessen uns ein lustvolles Mehr an Orientierungs- und

⁷ Saner, Hans; Nicht-optimale Strategien, Basel 2002, S. 161

Handlungswissen. Das eigene bescheidene Wissen mit dem Wissen Anderer zusammenzubringen und daraus einen Lernprozess zu gestalten, das ist Kooperation.

Exkurs II: Differenzverträglichkeit. Unter den Bedingungen gelebter Interdisziplinarität gehört das Herausarbeiten, Aushalten und Umgehen mit Unterschiedlichkeiten zum täglichen Übungsprogramm. Wo vieles zur Sprache gebracht wird, gehört die Kunst der Anerkennung der Anderen, weil sie anders sind oder einfacher gesagt der gegenseitige Respekt zur Lebenskunst. Und noch etwas: Differenzverträglichkeit hat den Verzicht auf gemeinsames Tun nicht zur Vorbedingung. Es geht wesentlich um die Frage, wie viel Unterschiedlichkeit verträgt es und wie viel Gemeinsamkeit braucht es oder umgekehrt.

Interdisziplinäre Zusammenarbeit ist unverzichtbar. Sie ist eine veritable Herausforderung im Hinblick auf Zusammenarbeit, Koordination, Fachwissen, Transparenz und vieles mehr. Wir sind existentiell herausgefordert im wahrsten Sinne, heraus aus der Enge der bisherigen Grenzen, hinein in ein noch Unbekanntes und Unbestimmtes. Das ist nicht immer ganz einfach, selten bequem, oft unangenehm, manchmal sogar bedrohlich.

Zusammenarbeit relativiert die eigenen Ansprüche, Sichtweisen, Wünsche und Allmachtsfantasien zum Wohle der Menschen mit einer geistigen Behinderung und Verhaltensauffälligkeiten. Das kann den Beteiligten ab und an gehörig zusetzen. Wohl deshalb erliegen wir immer wieder der Versuchung, wider besseres Wissen die eigene Sichtweise zur absoluten zu erklären und durchzusetzen. Fachdiskurse machen da keine Ausnahme.

6. Keep in contact

Ohne gelebtes Interesse an Anderen und Anderem, ohne Hin- und Zuwendung wird Kooperation eine Worthülse bleiben und keine wirklichen Begegnungen ermöglichen. Konkret: Mitmenschlicher Kontakt als Berührbarkeit entsteht über die Bereitschaft, Andere zu hören und ihnen zu antworten. Wer nicht zuhören oder sich nicht einlassen will, kann Ihre Arbeit gar nicht machen. Sie müssen sich aufs Zuhören verstehen.

Im Akt des Zuhörens bringe ich mein Interesse am Anderen zum Ausdruck. Ich bezeuge eine Haltung der Offenheit, Ansprechbarkeit und Aufnahmebereitschaft. Ich übe mich in der *Kunst-des-mich-Einlassens*. Das kann überfordern, irritieren, verändern oder gar beschädigen. Ich kann nicht wissen, was mit mir passiert, wenn ich mich auf eine Begegnung einlasse. Wer

unbedingt weiterhin als das bestehen bleiben will, was er zu sein meint, darf nicht zuhören. Also, rein in den Neopren-Anzug, Kopf nach unten, Ohren zu und durch. Der immune Mensch ist Arena tauglich, aber nicht attraktiv für St. Urban. Wer ständig nur um die eigene Achse kreist, neigt zum Monologisieren und begegnet schlussendlich immer nur sich selbst.

Ihre Arbeit verlangt geradezu nach dialogischen Menschen, die im *Zu-Worte-kommen-Lassen* der Anderen und im *Zuhören-Können* souverän und in der Entgegnung präzise sind. Das wäre Kommunikationskompetenz im besten Sinne. Berührbarkeit eben. Ich plädiere deshalb vehement für die Erlernung der *Kunst des Sich-Einlassens*. Der Mensch ist ein Gespräch.

Ich schliesse mit einem Zitat des Philosophen Andreas Heller: *„Wir brauchen das Miteinander von guten Gründen und guten Gefühlen. Ohne die Fähigkeit, Gedanken zu fühlen und Gefühle zu denken (Eugen Drewermann) werden wir in der Kälte der guten Argumente erfrieren, wird uns der Optimierungswahnsinn eines allerorten sich breit machenden Qualitätsmanagements atemlos machen, da alle Prozesse menschlichen Lebens ‚verfolgt‘ und berechnet werden...“⁸*

Copyright © Roland Neyerlin, Philosophische Praxis Luzern, Luzern 2015 – alle Rechte vorbehalten.

⁸ Heller, Andreas; Sorge um unsere Zukunft als Sorge der Freundschaft, in: Palaver 14, Juli 2009